

1967). Die Krise war längst fällig; sie erschüttert uns heute, läßt aber für morgen eine heilsame Läuterung erwarten. Auszuscheiden sind aus dem Priestertum in religiöser Hinsicht noch manche magische Erwartungen und in soziologischer Hinsicht überfällige Ständestrukturen. Der Priester kann sich heute nicht mehr als »Seel-Sorger« verstehen, als ob es eine klare Kompetenzverteilung zwischen der Leibsorge des Arztes und der Seel-sorge des Priesters gäbe; als ob es nicht immer um den ganzen Menschen ginge; oder als ob nur die Seele des Menschen heilsfähig wäre (Überwindung des neuplatonischen Dualismus). Der Priester will auch nicht weiter den Vertreter eines »Jenseits« spielen, das erst mit dem Tode beginnt. Als ob das »Himmelreich« nicht, vertikal zur Zeitachse, schon hier und heute bedrängend aktuell wäre (Überwindung des ideologischen Diesseits-Jenseits-Modells). Schließlich läßt sich der Priester auch nicht mehr in den bloßen Kultbereich verbannen; nur in der Gesetzgebung der kommunistischen Länder wird der Priester noch konsequent als »Kultdiener« definiert und konfiniert; so sah ihn auch die heidnische Antike als Tempeldiener; Tempulum kommt von temnein = den Sakralbereich aus dem Säkularbereich herausschneiden und absondern (Überwindung des kultischen Dualismus, heute mit dem gängigen Wort »Säkularisierung« nur mangelhaft bezeichnet).

Das Priestertum Christi sprengt alle diese Grenzen; ja ein irdisches Priestertum in diesem Sinne erscheint nach Hebr 8, 4 geradezu ausgeschlossen. Eine Darstellung des christlichen Priesters kann nicht mehr glaubwürdig von einer allgemein religiösen Gattung »Priester« ausgehen und zur »Spezies« des neutestamentlichen Priesters fortschreiten, wie es bislang üblich war. Was aber positiv zur Eigenart des christlichen Priesters gehört und was seine Rolle in der heutigen Gesellschaft ist, läßt sich nicht so leicht sagen. Jedenfalls repräsentiert er die Kirche.

Hier setzt nun Antweilers ebenso wertvolle wie interessante Untersuchung ein. Er fragt nach Sinn und Aufgabe der Kirche in unserer Welt und beantwortet von hier aus die Frage nach dem Priester in der Welt von heute und morgen. Die Antwort sucht er in den authentischen Erklärungen des Vatikanum II, dessen 9 einschlägige Dekrete ausführlich zitiert, interpretiert, verglichen und kritisch gewürdigt werden. Im ersten Teil (»Grundlagen« – 45 Seiten) ordnet er übersichtlich, was das Konzil sagt über unsere Zeit und über die Aufgabe, den Standpunkt, die Verpflichtung und die Mitglieder der Kirche. Der zweite Teil (»Der Priester« – 70 Seiten) behandelt die Konzilsaussagen über das Amtspriestertum: die Bischöfe, die Priester, das Seminar, das Studium. Eine abschließende Zusammenfassung gibt noch einmal

Antweiler, Anton, *Der Priester heute und morgen*. Erwägungen zum Zweiten Vatikanischen Konzil. Münster, Aschendorff, 1967, 80, 146 Seiten – Kart. DM 18,-.

Die Krise des Priesterbildes beschäftigt heute viele Gläubige. Der »Spiegel« wäre besser beraten gewesen, dieser vorwiegend soziologischen Frage nachzugehen, als durch instinktos interpretierte Meinungsumfrage feststellen zu wollen, »Was die Deutschen glauben« (Nr. 52,

einen guten Überblick über die Themen: die Antworten, die Kirche, der Priester, der Mensch, offene Fragen. Die Darstellung ist klar, übersichtlich, wissenschaftlich korrekt. Besonders dankbar wird der Leser sein, hier endlich das theologische Koordinatensystem zu finden, um den Priester in Kirche und Welt von heute einzuordnen. Ebenso für die Integration der vielfältigen Konzilsaussagen in einem einheitlichen Konzept, das alles einbezieht, »was dienlich ist, Idee und Aufgabe des Priestertums in der Kirche zu klären« (5). Dieser Zielsetzung bleibt die Arbeit treu; interessante Probleme, denen die Väter wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatten, schneiden natürlich auch hier kurz ab: z. B. Zölibat (eineinhalb Seiten, 81 f.), »geistliche und pädagogische Ausbildung« im Seminar (eine Seite, 94). Daß aber auch die pastorale Einübung so stiefmütterlich behandelt wird (halbe Seite, 94, »... und bleibt nichts anderes als die Hoffnung auf gutes Gelingen«), lag sicher nicht in der Absicht des Konzils. Dem Autor scheint auch die theologische Problematik entgangen zu sein, die im Terminus »Priester« liegt. Das N.T. gebraucht für den kirchlichen Amtsträger nie den bereitliegenden Titel *hiereus, sacerdos*, sondern profane Dienstbezeichnungen (Vorsteher, Älteste u. s. w.), es kennt nur einen Priester: Christus. Das Konzil gebraucht für den Amtspriester anfänglich (in der Kirchenkonstitution) noch beide Titel, *presbyter* und *sacerdos*; im späteren Dekret »Über Dienst und Leben der Priester« nur noch den Titel *presbyter*. Im Interesse der theologischen Klarheit, die der Einzigartigkeit des Priestertums Christi gerecht wird, wäre es wünschenswert, der hier sich anbahnenden Sprachregelung zu folgen.

Das Priesterbildungsdekret beabsichtigte, die Türen für neue Entwicklungen zu öffnen, nicht aber die alte zentralistische Gesetzgebung durch eine neue zu ersetzen. Gerade das wollte es vermeiden, indem es die Kompetenz in dieser Sache auf die Bischofskonferenzen übertrug. Man mußte beim Priesterseminar den tridentinischen Bestand voraussetzen, weil kein anderer da war; aber das besagt noch keine Festlegung. Das tridentinische Konzept des »Kleinen Seminars« erscheint jedoch für das Vatikanum II erledigt. Vom Kleinen Seminar heißt es nicht mehr, es sei notwendig (wie beim Priesterseminar); die anderen Bildungsmöglichkeiten werden ihm gleichgestellt; sein Ziel ist die christliche Mündigkeit, nicht klerische Stigmatisierung. Es ist immer schon mehr als eine »Vorschule des Großen Seminars« (106).

Der Praktiker weiß, wie schwer dem heutigen Abiturienten in seiner gefährdeten Lebenssituation die Auseinandersetzung mit dem Priesterberuf fällt, wie viele Retardationsercheinungen und Affekttäuschungen mitspielen, wie not ihm die Hilfe eines klaren Angebotes tut. Antweiler betont selber mit Recht wieder-

holt die Bedeutung des Angebotes (33, 126, 146). Man wundert sich daher über die Empfehlung, das Theologiestudium zunächst außerhalb des Seminars zu beginnen (97); hier stehen doch Lebensfragen an, die gelöst werden müssen, aber nicht durch Studium allein. Oder verspricht sich der Autor so viel von der wiederholten Forderung, die Theologie müsse so bemessen sein, daß man ohne Verluste zu einem anderen Studium umsatteln könne (106, 117, 119, 137)? Man müßte mit gleichem Recht dasselbe auch von Jus und Medizin fordern. Schließlich befremdet die allzukritische Stellungnahme zur Weisung des Priesterbildungsdekretes (n. 14), das theologische Studium mit einer entsprechenden Einführung in das Heilsgeheimnis zu beginnen. Die traditionelle kalte Dusche mit philosophischen Thesen am Beginn der Ausbildung, ohne Verständnis für die Erwartungen und Bedürfnisse des Kandidaten, war allgemein bemängelt worden. Die Konzilsweisung wollte dem Übelstand abhelfen. Noch sind sich die Professoren freilich nicht klar, in welcher Weise die Aufgabe gemeistert werden soll. Aber das wäre kein Grund, sie überhaupt abzuweisen, sondern im Gegenteil eine Herausforderung, neue Wege zu wagen.

Bezüglich der theologischen Frage nach der Berufung hat das Konzil, seiner selbstgesetzten Grenzen bewußt, keine dogmatische Entscheidung gegeben, obwohl sie vielfach verlangt worden war. Lediglich »*Presbyterorum ordinis*« warnt davor, den Ruf Gottes auf irgendeine außerordentliche Weise zu erwarten; die natürlichen Zeichen, durch die auch sonst den einsichtigen Gläubigen der Wille Gottes kund werde, seien aufmerksam zu beachten (n. 11). Leider befaßt sich auch Antweiler nicht ausführlicher mit den Berufskriterien; er läßt die ganze Frage in einem mystischen Halbdunkel (52, 93, 135), obwohl sie die Priesterkandidaten und ihre verantwortlichen Vorsteher theologisch und anthropologisch erhellt wünschten. Praktische Anweisungen scheinen jedoch noch nicht reif zu sein (wie auch die Behandlung der Priesterbildung auf der Bischofssynode Okt. 1967 gezeigt hat); sie liegen auch durchaus nicht in der Zielsetzung Antweilers. Man muß sein Buch vielmehr nach dem Bonmot von J. A. Jungmann würdigen: »Es ist nichts praktischer als eine gute Theorie.«

Innsbruck

Gottfried Griesl